Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

20. April 1937

„Man hat einmal gesagt, daß das Große das Einfache und das Einfache das Große sei. Wenn auf einen, dann paßt dieses Wort auf Hitler!"
Dr. Goebbels

Am 20. April wird Adolf Hitler 48 Jahre alt. An diesem Tage blickt das ganze deutsche Volk voller Stolz und Glück auf seinen Führer, den Baumeru des Dritten Reiches. Ein Volk, einig in allen seinen Schichten und Gliedern, dankt seinem Manne, der es aus bitterster Not und tiefstehender Zwietracht, aus qualvoller Ohnmacht und schamloser Wehrlosigkeit erhöbe, der eine Nation schuf und ihr ein scharfes Schwert schmiedete, auf daß sie ihren ferneren Ziele, der Arbeit, in Frieden nachgehen. Wir Deutsche glauben an das irgendeinige Werk unseres Führers. Wir bekennen uns zu ihm, wie er sich in jeder Not und in jedem Glück zu uns bekannt hat!

*

In den Chroniken des am rechten Ufer des Inn gelegenen Städtchens Braunau finden wir vermerket, daß im Beginn des Jahres 1806 der Nürnberger Drucker und Verleger Johann Philipp Palm auf persönlichen Befehl Napoleon Bonapartes erschossen wurde. Annähnen einer Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes hatte er es gewagt, in einer Schrift an dem Gewissen seiner Landsleute zu rütteln — und dabei den tödlichen Zorn des Korsen auf sich gezogen. Wie später Albert das Schlageter, wurde auch der Freiheitskämpfer Joh Philipp Palm die Sühne unmenschlicher Barbaren bahn.

In diesem echt deutschen Städtchen Braunau, an der Grenze im Ober-Oesterreichischen, wurde am 20. April 1889 unser Führer geboren. Sein Vater war hier als Zollbeamter tätig. Der Braunau bald verließ, lebte dieser nach Passau in Bayern und später nach Linz, wo er in den Ruhestand ging.

Mit einem tiefen und forschenden Sinn für alles ausgestattet, was das Geschehen in der Geschichte und Erdkunde anbelangt, sowie mit der Gabe des Schauens versehen, war der kleine Adolf Hitler alles andere als ein Stubenhocker; ein kluger und gescheiter, aufgeschlossener Junge.

Auf den Vaters Weisung hin sollte er Beamter werden; doch in dem Schüler regte sich die Sehnsucht nach dem freien Schaffen: „Kunstmaler will ich werden!"

Da sprach das Schicksal seine harte unabdingbare Sprache. Der 13jährige Sohn verlor seinen Vater, drei Jahre später stand ihm die Mutter nicht mehr zur Seite. Jugend zu einer sorglosen und sonnigbeschienen gehaltete . . .

*

Nicht lehnen offenbart sich Wien in seiner reichhaltigen Mannigfaltigkeit und Schönheit, in seiner ungezwungenen, so leichtlungen Art: dem jungen Gelegenheitsarbeiter Adolf Hitler, der, wie er sagt, sich kaum sein Leben lristen zu können, alle Mühe hatte Kleider zu bekommen, mußte es sich in großer ungeschminkter sozialer Ungerechtigkeit, in seinem wirtschaftlichen Elend und in den gesellschaftlichen Gegensätzen seiner Klassen und Stände unterschieden. Auf Schritt und Tritt trat die soziale Frage mit aller Wucht an ihn heran. Neid und Haß zerfetzten Arbeitskameraden und Volksgenossen. Ohne Umsicht an, daß der Standbesitz der sich weigerte einer Gemeinschaft beizutreten, von der Praxis des marxistischen Treibens angestellt wurde und seine Arbeitsstätte verließ.

*

Wie anders begegnen München! Zwar hatte es dem Wiederwuchs nach Wien nicht allzu viel voraus; aber es war doch eine deutsche Stadt, in der die Luft unbefangener und freier weht, es war mithin doch „die weitaus zufriedenste Zeit seines Lebens."

1912 war es, als Adolf Hitler in die Stadt der deutschen Kunst übersiedelte.

Photo Ufa 16

„Wenn in der Zukunft die Frage an uns gestellt wird: was schätzt ihr denn als eure größte Leistung ein? Dann kann ich nur sagen: daß es gelungen ist, den deutschen Arbeiter wieder in die Nation hineinzustellen . . ." Dieser gleiche Stolz erfüllt das ganze deutsche Volk.

Zwei Jahre später wurde die Weltenbrandfackel in Serajewo geschleudert. Jenseits der deutschen Grenzen rüstete man bereits in fieberhafter Eile. Truppen wurden hierhin und dorthin transportiert. Entgegen den bestehenden Gesetzen begann das russischen Generalstabschefs an den deutschen Militärattache (29. Juli), erging zwei Tage darauf der Mobilmachungsbefehl im siebzehn Korps des Zaren. Am 1. August mußte Deutschland den Zustand drohender Kriegsgefahr erklären.

*

Am dritten Tage der Mobilmachung richtete der österreichische Staatsangehörige Adolf Hitler an König Ludwig III. von Bayern das Gesuch, in ein bayerisches Regiment als Freiwilliger eintreten zu dürfen. Bald darauf wurde der namenlose Fünfundvierzigmillionenfache einer Erschütterung des K. u. K. Bayerischen Infanterie-Regiments „Kronprinz" zugeteilt. Von hier aus ist er zum K. u. K. 16. Reserve-Infanterie-Regiment (Kommandeur Oberst List) beordert worden, in dessen Reihen er den Weltkrieg mitmachte und perönlich bewährte wegen hervorragender Tapferkeit ausgezeichnet wurde (EK I und EK II, das bayerische Verdienstkreuz mit Schwertern und ein Regimentsdiplom).

Am 7. Oktober 1916 wurde er verwundet, in den ersten Märztagen 1917 hatte er zu seinem Regiment zurück. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober schieden die Engländer Gelbkreuzgranaten, deren entsetzlicher Wirkung auch Adolf Hitler zum Opfer fiel. Den Wochenlangen Getreiten, für deren Tugendlicht man die größten Belästigungen hegte, erreichte die Kunde vom Ausbruch der Matrosenmeuterei im pommerschen Lazarett Pasewalk.

*

Ein Wille erfüllte ihn, ein unbändiger Wille, Deutschland aus seiner Ohnmacht herauszuführen. Adolf Hitler nahm den Kampf auf. Den Kampf um die deutsche Seele . . .

Allen Widerständen und Intrigen zum Trotz führte ihn das Schicksal mit seinem Manne zusammen, dessen alterehrwürdige Gestalt den letzten Halt vor dem endgültigen Zusammenbruch Deutschlands verkörperte, mit dem Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg. Am 30. Januar 1933 übernahm der Nationalsozialismus durch seinen Führer Adolf Hitler nach mehr als zehn Jahren des bitteren politischen Ringens, der Verleumdung und jüdischen Verleumdung, die Macht. Fortan wurde wieder deutsche Geschichte geschrieben. —

*

Welchen Weg Adolf Hitler seit jener Zeit gegangen ist? Die wiedererstandene deutsche Wehrmacht und der schaffende deutsche Bauer künden es, ein Heer werktätiger deutscher Menschen, durch das Ehrenamt Arbeitsdienstpflicht zum Richtsinn und Verantwortungen verurteilt, beginnt es, die deutschen Bauern im Nord und Süd und Ost und West, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutscher Forschergeist und deutsche Technik wissen davon in eindringlicher Sprache zu berichten!

Innen- und Außenpolitik des Nationalsozialismus sind unlöslich miteinander verbunden. Für ihr gilt das Wort des Führers: „Deutschland braucht den Frieden, und es will den Frieden!" Besonders die historische Mission, die der Nationalsozialismus im Innern zu erfüllen hat, kann ihm in seiner Politik des Friedens nur bestärken. Dieser hat der Führer in seiner großen Rede am „13 Punkte" treffend Ausdruck gegeben:

„Das nationalsozialistische Deutschland will den Frieden aus tiefinnerstem weltanschaulichen Ueberzeugungen. Es will ihn weiter aus der einfachen primitiven Erkenntnis, daß kein Krieg geeignet sein würde, das Wesen unserer allgemeinen europäischen Not zu beheben, wohl aber diese zu vermehren. Das heutige Deutschland lebt in einer gewaltigen Arbeit der Wiederaufrüstung seiner inneren Kräften. Keines unserer Projekte sachlicher Natur wird vor zehn bis zwanzig Jahren vollendet sein. Keine der gestellten Aufgaben dürfte früher als dann sein, daß sie wirklich auch hundert Jahren ihre Erfüllung finden. Ich habe einst die nationalsozialistische Revolution durch die Schaffung der Wehrpflicht gekrönen und heißen die Tat getätigt. Ich weiß, wir alle werden nur den allerersten Beginn dieser großen umwälzenden Entwicklung erleben. Was könnte für andere wünschen als Ruhe und Frieden? Wenn man aber sagt, daß dies nur der Wunsch der Führung sei, so kann ich sagen: Nein, nicht allein. Wenn nur die Führer und Regierenden den Frieden wollen, die Völker selbst haben sich noch nie den Krieg gewünscht!"

So diesen Worten stellt Adolf Hitler. Und hinter ihm steht das deutsche Volk . . .

Günther Gehwert

Worte des Führers

„Wir wollen die Jugend erziehen zur Ehrfurcht vor denen, die einst die schwersten Opfer gebracht haben für unseres Volkes Leben und unseres Volkes Zukunft."

*

„Nicht die Jahre und Kentnisse machen Geschichte, sondern der Menschen, die den Kampf auf sich nehmen."

*

„Man bettelt nicht um Recht, für ein Recht streitet man."

*

„Wer leben will, der kämpfe also, und wer nichts streiben will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht."

*

„Wehe, wenn heute dieser Idealismus in unserem Volke verginden und wenn das Mitnehmen Wert nur benommen werden sollte nach den äußeren Glücksgütern des Lebens."

*

„Ein Mann ist nur, wer sich wehrt und verteidigt, und ein Volk ist nur dann, wenn es bereit ist, wenn notwendig, als Volk auf die Walstatt zu treten. Das ist nicht Militarismus, sondern Selbsterhaltung."

Urheberrechtsschutz: Aufwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 68

21] Nachdruck verboten.

Seine Auge fiel auf das Telegramm neben seinem Teller, und sein Gesicht wurde kreideweiß. Er warf Kay einen flüchtigen Blick zu, aber sie war darauf vorbereitet und richtete ihre Aufmerksamkeit gerade auf etwas ganz anderes. Sie hoffte, daß sie recht unschuldig aussähe. Burford faltete das Telegramm zusammen und steckte es sorgfältig in die Tasche.

„Werden Sie die Polizei benachrichtigen?“ fragte Kay unvermittelt.

Diese Frage durchkreuzte Burfords Gedankengang.

„Ja, ich glaube“, sagte er nachdenklich und fuhr dann fort, als ob er zu einem Entschluß gekommen sei: „Ja, es wird wohl das beste sein.“

Er sah Kay von der Seite an...

„Ich kann bei der Gelegenheit gleich meiner Schwester drahten, daß sie unbedingt kommen muß. Ohne ein weibliches Wesen im Hause würden Sie sich sicher hier nicht wohlfühlen.“

„Es ist dumm von mir“, erklärte sie lächelnd, „aber nach alledem würde es mich wirklich beruhigen, wenn noch eine Frau im Hause wäre. Ich will hoffen, daß mir die Einbrecher nicht überallhin folgen“, fügte sie bedrückt hinzu.

„Das will ich auch hoffen“, erwiderte Burford so schnell, daß er damit verriet, wie erleichtert er sich durch ihre ruhige Antwort fühlte. „Ich glaube auch nicht, daß es so zusammenhängt“, fuhr er fort. „Wahrscheinlich war es ein ganz gewöhnlicher Dieb, der geglaubt hat, es sei niemand da, und am Balkon heraufgeklettert ist, um durch ein offenes Fenster möglichst leicht ins Haus zu kommen. Machen Sie sich, bitte, keine Gedanken mehr darüber, Miß Kay. Es würde mich sehr betrüben, wenn Ihre Erholung durch so einen dummen Zwischenfall gleich zu Anfang gestört würde. Sie haben in der letzten Zeit genügend Aufregungen gehabt. Aber vielleicht möchten Sie jetzt auf Ihr Zimmer gehen? Dort wird Sie niemand stören. Wenn es Ihnen lieber ist, können Sie immer in Ihrem Zimmer bleiben und jederzeit auch dort Ihre Mahlzeiten einnehmen.“

Es war diese vorsorgliche Art, die in Kay ein Gefühl der Dankbarkeit hervorrief. Obgleich ihr Instinkt nicht weniger als ihr Verstand sie aufmerksam machten, daß hier etwas nicht stimme, konnte sie nicht herausbekommen, um was es sich eigentlich handele. Das einzige wirklich Beunruhigende war die Tatsache, daß Burfords Schwester ihr Telegramm nicht in Leatherhead, sondern auf dem Postamt High Holborn aufgegeben hatte. Sie wußte nicht, ob Burford das bemerkt hatte, vielleicht hatte er gar nicht darauf geachtet. Das tun viele Menschen nicht.

Ueber Burfords Benehmen, das vielleicht einen anderen argwöhnisch gemacht hätte, machte Kay sich jetzt weiter keine Gedanken. Sie kannte diesen Mann ja sehr gut; er war ein naher Freund ihres Onkels gewesen. Burford war eben einer jener zerstreuten Menschen, wie Sammler es oft sind, und was bei jedem andern ihren Verdacht erregt hätte, erschien ihr bei ihm nur als liebenswerte Hilflosigkeit. Nur einmal, als ihr ins Gedächtnis kam, wie er ihr das Telegramm hatte hinreichen wollen und es im nächsten Augenblick doch nicht getan hatte, fühlte sie sich wieder etwas unbehaglich. Dies wurde jedoch wieder wettgemacht durch die Sorglosigkeit, mit der er es auf dem Tisch hatte liegen lassen und hinausgerannt war, als der Blumentopf zerbrach.

Da Burford jetzt in der ausdrücklichen Absicht gegangen war, die Polizei zu benachrichtigen und seiner Schwester zu drahten, daß sie so schnell wie möglich kommen solle, war der Fall erledigt. Was an dem Telegramm merkwürdig war, fiel der Frau zur Last. Sie nahm sich vor, Burford nach seiner Rückkehr um den Namen seiner Schwester zu fragen.

Kay war auf ihr Zimmer gegangen. Ihr Köfferchen, das sie in die Ecke gestellt hatte, lag jetzt auf der Seite, und sie sah, daß das eine der beiden Schlösser offenstand. Ehe sie hinuntergegangen war, hatte sie es ganz bestimmt geschlossen.

Sie drückte mit den Fingern auf das andere Schloß, und auch dieses sprang auf. Als sie den Deckel aufklappte, sah sie auf ihren Kleidern einen an sie adressierten Brief in einer ihr vertrauten Handschrift liegen.

Sie wurde zunächst rot und dann vor Zorn blaß bei dem Gedanken, daß ein Mann ihre Sachen angerührt hatte, und sei es auch nur so flüchtig, daß er gerade einen Brief dort hinlegen konnte. Als sie den Brief dann herausnahm und indem sie ihn öffnete, verknüpften sich ihr verschiedene Ereignisse dieses Nachmittags miteinander. Der Mann, der den Blumentopf umgeworfen hatte, war kein alltäglicher Dieb gewesen. Schon aus der Handschrift auf dem Umschlag hätte man vielleicht schließen können, daß es der listige und geheimnisvolle James Weatherby persönlich gewesen sein mußte.

Der Brief bestätigte ihre Vermutung. Er war ganz einfach und lautete kurz: „Berühren Sie auf keinen Fall die Bildwerke des Meisters Hän, bevor ich nicht mit Ihnen gesprochen habe. Vielleicht werde ich Ihnen alles erklären können, wenn Sie mich heute abend um 9 Uhr an der Malboro' Road Station treffen wollen.“

Der Brief trug die herausfordernde Unterschrift: „James Weatherby“, und das „vielleicht“ war dick unterstrichen.

Kay kniff böse die Lippen zusammen. Sie fühlte sich sowohl durch die befehlshaberische Art des Briefes als auch durch das Unerklärliche im Verhalten dieses Mannes gekränkt.

„Ich soll dies und das tun!“ sprach sie zu sich selbst. „Vielleicht wird er erklären! Was für ein Recht hat dieser Mensch, mir so zu befehlen?“

Sein Satz über die chinesischen Bildwerke war aber durchaus nicht unklar. Sie durften unter keinen Umständen angefaßt werden. Mit echt weiblichem Eigensinn — viele halten dies wenigstens für eine spezifisch weibliche Eigenschaft — ging sie an ihren Koffer und nahm die kleinen Bildwerke heraus. Sie waren zu einem niedlichen Paket verpackt. Nichts konnte harmloser aussehen als dieses.

Ihr Atem stockte und ihr Herz klopfte doch heftiger, als sie den Bindfaden löste und die Figuren auf ihr Bett stellte. Wahrhaftig, sie sahen unheimlich und wie verzaubert aus, obwohl eigentlich nichts Aufregendes an ihnen festzustellen war.

Hatten sie wirklich eine Beziehung zu dem Quot-Chang, oder war das bloße Vermutung? Und gehörte diese Warnung vielleicht auch zu jener Verschwörung, sie durch Angst und Schrecken zur Herausgabe der Bildwerke zu veranlassen?

Auf den ersten Blick gab es hier nichts Besonderes! Als sie aber zurückdachte an ein halbes Dutzend aufregender Zwischenfälle und fast ebenso viele Tragödien, da wurde ihr klar, daß noch vieles nach Aufklärung verlangte. Mit Ausnahme von Seng-Hos Tod schien alles, was geschehen war, mit übernatürlichen Dingen zusammenzuhängen.

„Und das alles um diesen Plunder“, sagte Kay vor sich hin, stampfte mit dem Fuß auf und verzog den Mund. Es schien ihr noch ein Grund mehr, Weatherby diesen Abend nicht zu sehen. Sie war empört, daß sie so einfach an eine Straßenecke bestellt wurde, als ob sie mit ihm ausgehen wollte.

Bei diesem Gedanken wurde ihr heiß, heiß vor Wut.

Vielleicht war es deswegen, daß sie Burford nach seiner Rückkehr nichts von dem Briefe, nichts von den chinesischen Bildwerken, überhaupt nichts, was mit dieser ganzen Sache etwas zu tun hatte, sagte. Kay hoffte im stillen vielleicht sogar, daß er noch nicht bei der Polizei gewesen wäre. Als er ihr aber berichtete, daß er den Zwischenfall gemeldet hätte, erwachte in ihr ein noch merkwürdigeres Gefühl; es war beinahe, als ob sie sich irgendwie schuldig fühle und in Gefahr, entdeckt zu werden.

Burford schien jetzt ruhiger zu sein als zuvor, wie Kay erleichtert feststellte. Wenn der Sammler guter Laune war, dann war er liebenswert wie ein Vater. Wenn Weatherbys Schatten nicht auf ihr gelastet hätte, wäre sie ganz glücklich gewesen, denn dieses angenehme Haus in St. John's Wood hatte nichts von den bedrückenden Erinnerungen ihres alten Heimes.

Die chinesischen Schnitzereien hatte sie beinahe gegen ihren eigenen Willen vorsichtig wieder zuunterst in ihr Köfferchen verpackt, beide Schlösser zugemacht und den Schlüssel an sich genommen. Damit war die Angelegenheit für sie erledigt. Auch in einer anderen Sache hatte sie einen Entschluß gefaßt.

Kein Mann, am allerwenigsten James Weatherby, hatte ein Recht zu verlangen, daß sie seine Anweisungen blind ausführen solle. Ein Befehl von Weatherby selbst war einfach... eine Beleidigung. Keinem Manne stand sie nur so auf einen Wink oder Ruf hin zur Verfügung, und schon gar nicht einem Menschen, der so gut wie sicher ein Dieb und vielleicht — alles sprach immer mehr dafür — sogar ein Mörder war.

Sie war fest entschlossen, ihm dies alles ins Gesicht zu sagen, wenn sie ihn traf. Kay war sich aber auch ganz klar darüber, daß diese Zusammenkunft nicht sobald stattfinden würde, wenn es auf sie ankam.

Sie faßte einen Entschluß, und das Ende vom Liede war, daß sie unter keinen Umständen Weatherby noch an diesem Abend sehen und ihm erlauben wollte, mit ihr zu reden, selbst dann nicht, wenn er etwa zu ihr herauskommen und nach ihr fragen sollte.

28. Kapitel

Die Zusammenkunft

Kay ging aus dem Hause, ohne vorher etwas davon zu sagen. Man hatte ihr ja erklärt, daß sie sich vollkommen frei fühlen solle, und davon machte sie nun Gebrauch. Burford hatte ihr einen Hausschlüssel gegeben, damit sie nach Belieben ein und aus gehen könne.

Aus einem Fenster des oberen Stockwerkes sah Burford sie fortgehen. Das Fenster stand offen, so daß er sie hätte anrufen können, wenn er gewollt hätte. Er tat es aber nicht, sondern verbarg sich sogar hinter einem Vorhang; er lächelte. Er freute sich, daß sie ihn beim Wort nahm und das Haus wie ihr eigenes betrachtete. Er wünschte ja, daß sie sich ganz wie zu Hause fühlen solle.

Kay würde sehr verlegen geworden sein, wenn sie ihre plötzliche Sinnesänderung hätte begründen sollen. Sie machte tatsächlich nicht einmal den Versuch, sich selbst eine Erklärung zu geben. Der Wunsch war ganz plötzlich aufgetaucht, nachzusehen, ob Weatherby wirklich an der Marlboro Road Station auf sie warten würde. Es war reine Neugierde, die sie trieb, und dazu kam noch ein unbestimmtes Gefühl, daß hinter dem allen doch vielleicht mehr stecken könne, als es auf den ersten Blick schien.

Sie ging selbstverständlich nicht dorthin, um Weatherby zu sprechen. Sie wollte nur sehen, ob er seinerseits die einseitig von ihm getroffene Verabredung auch einhielt. Das war etwas ganz anderes, und Kay legte Wert auf den Unterschied. Frauen verstehen sich auf solche niedlichen Unterscheidungen, die ein Mann niemals begreifen wird.

Kay kam zehn Minuten zu spät, sie gab sich auch keine Mühe, diese etwa unterwegs aufzuholen. Sie wollte zu spät kommen; vielleicht würde Weatherby nicht warten. Und dann hatte sie ein Recht, mit ruhigem Gewissen sich allerlei zu denken.

Aber Weatherby wartete. Er war nicht ganz sicher, ob sie kommen würde, ja, er wußte nicht einmal, ob sie seine Nachricht früh genug erhalten würde, um selbst beim besten Willen pünktlich da zu sein. Er war auch fest entschlossen, an der verabredeten Stelle zu warten, bis ein Schutzmann ihn zum Weitergehen auffordern würde oder bis genügend Zeit verstrichen wäre, um sich davon zu überzeugen, daß das Mädchen nicht kommen wollte.

Er war es, der sie zuerst sah. Nach seiner häßlichen Angewohnheit hatte er sich im Schatten aufgestellt, während sie im Schein der Laternen deutlich zu erkennen war, als sie näher kam.

„Guten Abend, Miß Hampton!“

Mit dem Hut in der Hand stand Weatherby freundlich lächelnd neben ihr, und noch ehe sie ihrem Unwillen Ausdruck geben konnte, hatte er bereits gesagt: „Ich dachte mir, daß Sie kommen würden.“

Bei dieser Vertraulichkeit runzelte sie die Stirn. „Guten Abend, Mr. Weatherby“, sagte sie ausnehmend kühl. „Ich hatte nicht erwartet, Sie hier zu treffen.“

Jim Weatherby sah sie zuerst verwirrt an, dann wurde sein Gesicht heller.

„Sie haben meine Nachricht richtig erhalten?“ fühlte er auf den Zahn und fuhr fort, ehe sie ihm antworten konnte: „Mir macht Warten nichts aus.“

Kay ahnte, daß er nicht nur von der augenblicklichen Zusammenkunft, sondern gleich auch für künftige Gelegenheiten sprach. Und dessen erdreistete sich ein Mensch, der nach schwerwiegenden Zeugnissen ganz ohne Ehre und Gewissen zu sein schien!

„Ich habe Ihre Nachricht erhalten“, erklärte sie und wußte bei Gott nicht, warum sie ihm diese Genugtuung gab. Ihre nächsten Worte stellten jedoch die Situation wieder her. „Ich kann nicht einsehen, warum Sie einen so unbequemen Weg eingeschlagen haben, um mich zu erreichen. Mit der Post wäre es genau so gut möglich gewesen und... schicklicher.“

„Ich mußte Sie ganz schnell sprechen.“

„Sie hätten an der Haustür klingeln und Ihren Brief einem der Diener geben können, Sie konnten auch nach mir fragen, um mich persönlich zu sprechen, wenn es wirklich so wichtig war.“

Kay wußte, daß ihre Worte etwas gehässig klangen, und das war ihr wieder nicht ganz recht; aber sie wollte nun die einmal angenommene Haltung nicht aufgeben.

„Ich hatte wirklich gute Gründe dafür, Miß Hampton, daß nur Sie selbst etwas von dem Briefe erfahren sollten.“ Um seine Lippen zuckte ein Lächeln, als er sie ansah.

„Vielleicht denken Sie eben daran, daß ich einen Blumentopf zerbrochen habe“, meinte er lachend. „Ich will gern für den Schaden aufkommen. Ich glaube, es war eine Geranie.“

„Reden Sie, bitte, keinen Unsinn, Mr. Weatherby“, sagte Kay, aber ihre Stimme klang bereits milder. „Vielleicht wollen Sie mir nun endlich erzählen, was hinter diesem ganzen...“ — sie suchte nach einem passenden Wort, fand aber nur ein einziges — „Theater steckt.“

„Wenn Sie den wirklichen Grund meiner Warnung wissen wollen,“ sagte er, „so tat ich es, weil ich Ihnen das Leben zu retten wünschte.“

Kays Wangen wurden blaß.

„Mir das Leben zu retten? Ich... ich... verstehe nicht recht.“

„Ich kann es nicht deutlicher sagen“, erklärte er ernst. Er sah sie eindringlich an, allzu eindringlich für ihr inneres Gleichgewicht.

„Aber wieso bin ich in Gefahr? Und warum?“

„Ich kann es nicht genauer erklären.“ Er sah selbst ganz verwirrt aus. „Das selbe Ding, das die anderen dahingerafft hat, geht nach meiner Meinung immer noch um.“

„Das Ding? Die Schlange?“

„Ich weiß nicht, ob es eine Schlange ist, ich glaube es auch nicht.“

„Aber die Aerzte sagen doch alle....., daß es jedesmal Schlangengift war, was die Leute getötet hat.“

„Was die Aerzte sagen, geht mich gar nichts an. Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, ich möchte aber nichts Näheres sagen, bevor ich es nicht auch beweisen kann. Und wenn es wirklich Schlangengift gewesen ist, dann folgt daraus immer noch nicht, daß sie von einer lebendigen Schlange gebissen wurden.“

„Aber warum nehmen Sie so großen Anteil an meinen Angelegenheiten, und warum... Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?“

(Fortsetzung folgt.)